

Stefanie Kremmel, Julia Richter,
Larisa Schippel (Hg.)

nap
new academic press

Österreichische Übersetzerinnen und Übersetzer im Exil



Translationen, Bd. 2

Österreichische Übersetzerinnen und Übersetzer im Exil

Stefanie Kremmel, Julia Richter, Larisa Schippel (Hg.)

Unter Mitarbeit von Tomasz Rozmyslowicz.

Österreichische Übersetzerinnen und Übersetzer im Exil

Translationen, Bd. 2

Diese Publikation wurde möglich dank der Unterstützung der

Sektion für kulturelle Auslandsbeziehungen des Bundesministeriums für europäische und internationale Angelegenheiten;

Kulturabteilung der Stadt Wien;



Studienvertretung Translation
der Universität Wien;

Studienvertretung
Translation

Institutsgruppe Komparatistik
der Universität Wien.



Coverfoto: Bergung von Büchern des Prunksaals der ÖNB 1943. ÖNB, Bildarchiv Austria, Inventarnummer 213115-C.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.de> abrufbar.

Alle Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages oder der Autoren/Autorinnen reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme gespeichert, verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

© 2020 by new academic press, Wien, Hamburg
www.newacademicpress.at

ISBN: 978-3-7003-2111-8

Gestaltung: Peter Sachartschenko
Druck: Prime Rate, Budapest

Inhaltsverzeichnis

Exil als Zäsur

Exil als Abbruch der Übersetzertätigkeit

Stefan I. Klein 17

Im Exil zum neuen Beruf

Lisbeth Gombrich 45

Gina Kaus 57

Übersetzen nach der Rückkehr

Alisa Stadler 77

Bertrand Alfred Egger 87

Mehr als Übersetzen

Übersetzen, Übersetzen, Übersetzen

Herberth E. Herlitschka 99

Joseph Kalmer 117

Friedrich Torberg 141

Harry Zohn 159

Übersetzen und Verlegen

Justinian Frisch 171

Jacob Hegner 197

Ernst Schönwiese 209

Übersetzen und Dichten

Fritz Brainin 219

Rose Ausländer 233

Gitta Deutsch 245

Trude Krakauer 252

Motive für das Übersetzen

Schreiben, Übersetzen, Geld verdienen, dienen?

Veza Canetti 263

Übersetzen als politisches Engagement

Alfredo Bauer 287

Das (eine) Werk übersetzen

Martin Buber 299

Österreichische Übersetzerinnen und Übersetzer im Exil.

Bericht zum Forschungsprojekt.

„Die Persönlichkeit als solche hat nicht ihren Werthmesser in der Geschichte, in dem, was sie dort leistet, thut oder leidet. Ihr ist ein eigener Kreis bewahrt, in dem sie, wie arm oder reich an Gaben, wie bedeutend oder gering an Wirkungen oder Erfolgen sie sei, mit sich und ihrem Gott allein verkehrt, — ein eigener Kreis, in dem der eigentliche Quell ihres Wollens und Seins ist, in dem sich das vollzieht, was sie vor sich und vor Gott rechtfertigt oder verdammt. Dem Einzelnen ist das Gewisseste, was er hat, die Wahrheit seines Seins, sein Gewissen. In dies Heiligthum dringt der Blick der Forschung nicht.“ (Droysen 1882: 21)

Diese Worte stammen aus Droysens Überlegungen zu einem quellenkritischen Umgang für eine professionelle Geschichtswissenschaft. Biographische Arbeit kennt in diesem Sinne von Anfang an eine Begrenzung, die sich aus den Grenzen der Forschungsmöglichkeiten und ethischen Überlegungen ergibt. Wie auch für die Translationswissenschaft mehrfach betont wurde (vgl. beispielsweise Chestermann 2009 oder Pym 2009), kann biographische Arbeit dennoch wertvolle Erkenntnisse für die Translationswissenschaft, aber auch für benachbarte Disziplinen liefern. Die translationssoziologische Wende machte die Auseinandersetzung mit den Akteuren der Translation zu einer zwingenden Aufgabe.

Im Rahmen des Seminars „Theorien und Methoden: Übersetzen“ des Masterstudienganges Translation erarbeiteten Studierende des Zentrums für Translationswissenschaft der Universität Wien in zwei aufeinanderfolgenden Semestern unter der Anleitung von Prof. Dr. Larisa Schippel, Julia Richter und Stefanie Kremmel Biographien von 22 Personen, die auf Grund nationalsozialistischer Verfolgung von Österreich aus ins Exil flüchten mussten und vor, während oder nach dem Exil als Übersetzerinnen/Übersetzer tätig waren. Die Biographien aus der ersten Seminargruppe wurden bereits in einer Ausstellung präsentiert, die am Zentrum für Translationswissenschaft zu sehen ist. Die Rechercheergebnisse beider Semester erscheinen nun im vorliegenden Sammelband, der die Spuren der Erkenntnis- und Forschungswege enthält, die die Studierenden beschritten, was ihn an manchen Stellen unterscheiden mag von „gewöhnlichen“ biographischen Sammelbänden. Viktoria Klaus und Julia Wöss beschreiben den Weg zu ihrer Übersetzerbiographie von Harry Zohn wie folgt:

„Was die Autoren und Autorinnen für die Literaturwissenschaft sind, das sind die Übersetzerinnen und Übersetzer für die Übersetzungswissenschaft. Während jedoch die Literaturwissenschaft ihre Autoren und Autorinnen genauestens kennt, herrschte unter uns, den Teilnehmern und Teilnehmerinnen des Seminars [...] kollektive Sprach- und Ratlosigkeit, als wir unvermittelt aufgefordert wurden, österreichische Übersetzer und

Übersetzerinnen zu nennen. Ohne zu zögern, konnte hingegen die Frage nach österreichischen Autoren und Autorinnen beantwortet werden. Mangelt es den Übersetzungswissenschaftlern und Übersetzungswissenschaftlerinnen also gar an Bewusstsein für und an Kenntnis über einen ihrer zentralen Untersuchungsgegenstände? Es scheint so.

Als Teilnehmerinnen des oben angeführten Seminars und Mitautorinnen dieses Buches versuchten wir, einen Schritt in Richtung „Bewusstseinschaffung“ zu machen, indem wir uns auf die Suche nach Übersetzern und Übersetzerinnen begaben, welche ihren Lebensmittelpunkt zumindest zeitweise in Österreich hatten und aufgrund des Nationalsozialismus ins Exil gehen mussten. Die Ergebnisse wurden schließlich im Rahmen einer Ausstellung anlässlich des Hieronymus-Tages 2016 am Zentrum für Translationswissenschaft Wien präsentiert.

Zu Beginn des Seminars fingen wir an, in Kleingruppen zu recherchieren. Sämtliche im Internet auffindbare Personendatenbanken mit Bezug zur Zeit des Nationalsozialismus wurden durchforstet. Eine langwierige Arbeit, die uns teils fast zum Verzweifeln brachte, viel zu oft ins Nichts führte, jedoch schlussendlich lohnende Früchte trug. Alle Mitglieder unserer Gruppe stießen schließlich auf diese eine Person, deren Geschichte uns beschäftigte, bewegte, fesselte, einen Charakter, über den man einfach mehr erfahren wollte. Für uns war diese Person Harry Zohn, der als Übersetzer des für die Übersetzungswissenschaft so bedeutenden Essays Die Aufgabe des Übersetzers von Walter Benjamin (1921) eigentlich gar kein Unbekannter sein sollte.

Unsere Suche hatte ganz klassisch im Internet begonnen und dort setzten wir sie auch fort. Die Treffer zu „Harry Zohn“ führten in erster Linie zu amerikanischen Webseiten, beispielweise zu verschiedenen Zeitungsartikeln der New York Times. Da die recherchierten Informationen jedoch häufig widersprüchlich erschienen, konnten wir uns lediglich einen groben Überblick über Harry Zohns Haupttätigkeiten und seine letzten Lebensjahre verschaffen. Als die Grenze des Internets erreicht war, wandten wir uns an die Exilbibliothek und Nachlassverwaltungsstelle des Wiener Literaturhauses, wo wir vor allem auf Informationen, Berichte oder Bemerkungen anderer Personen über Harry Zohn zu stoßen hofften, um einer etwaigen Selbstdarstellung entgegenwirken und bereits gefundene Informationen verifizieren zu können.

Im Literaturhaus war zwar kein Nachlass von Harry Zohn vorhanden, aber jener von Mimi Grossberg, einer österreichischen Übersetzerin, derer sich zwei andere Seminarteilnehmerinnen angenommen hatten. In Grossbergs Nachlass waren interessante Dokumente zu Harry Zohn hinterlegt, mit dem sie in regem privaten und literarischen Briefkontakt stand. Das Schmökern in den Briefen gewährte uns einen gewissen Einblick in Harry Zohns Gefühls- und Gedankenwelt und so war es uns möglich, ein Gefühl für ihn als Person zu entwickeln. Harry Zohn offenbarte sich uns dabei als lebenswürdiger Mensch mit Sinn für Humor. In Mimi Grossbergs Aufzeichnungen fand sich auch die für unseren Zweck sehr bedeutende Korrespondenz zwischen Harry Zohn und Alice H. Finck, der Herausgeberin der German-American Review. Überdies konsul-

tierten wir diverse Werke, in denen wir Bilder und Interviews von und mit Harry Zohn finden konnten.

Mithilfe der gewonnenen Informationen war es uns nun möglich, einen detaillierten Lebenslauf zu erarbeiten. Auf seine Lehrtätigkeit an der Harvard University aufmerksam geworden, untersuchten wir auch deren Website auf Informationen zu Harry Zohn. Dabei stießen wir auf den Namen Marjorie E. Zohn. Da wir zuvor unter anderem in einem Zeitungsartikel anlässlich Harry Zohns Ableben die Namen seiner beiden Kinder (Marjorie und Steven) und seiner Frau (Judith) gefunden hatten, hofften wir, dass es sich hier tatsächlich um die Tochter von Harry Zohn handeln würde. Wir kontaktierten die Dame daher unter der angegebenen Emailadresse und informierten sie über unser Projekt. Nur einen Tag später erhielten wir folgende Antwort von Marjorie:

“Julia, Thanks for reaching out about this! It sounds like a wonderful exhibition and I’m so pleased you’re planning to include my father in it. I’m copying my brother, Steven Zohn – he will be happy to work with you to get you what you need for the exhibition. Also copying my mom, Judy Zohn, whom I know will be interested to hear about the plans. Wishing you all the best, Margie.“ (Zohn, M. 2016)

Der Kontakt zu Familie Zohn stellte sich als Glückstreffer heraus, da trotz der ausführlichen Informationen, die wir bei unserer Recherche im Literaturhaus finden konnten, noch stellenweise Ungereimtheiten bezüglich mancher Daten und Aussagen bestanden. Familie Zohn zeigte sich äußerst interessiert an unserem Projekt und beantwortete bereitwillig alle Fragen. Somit konnten wir auch die letzten Lücken in Harry Zohns Lebenslauf schließen.

Der Artikel zu Harry Zohn stellt nun den Versuch dar, aus der Fülle an Information, die wir zu Harry Zohn recherchieren konnten, jene herauszufiltern, die eine möglichst objektive Darstellung seiner Person, seines Leben und seines Wirkens als Übersetzer zulassen.“

Die für dieses studentische Projekt ausgewählte Zeitspanne umfasst die Jahre zwischen 1938 mit dem „Anschluss“ Österreichs bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges – aber in den Auswirkungen auch darüber hinaus. Es handelt sich also um eine Ausnahmesituation der (Translations)Geschichte. Die Entscheidung, gerade aus dieser Zeit Erkenntnisse über Leben und Werk von Translatoren gewinnen zu wollen, beruht auf der Überlegung, dass Ausnahmesituationen häufig wie Brenngläser die zentralen Fragen einer Problematik identifizieren können.

Die multidisziplinäre Exilforschung ist bereits weit vorangeschritten, aber ihr Blick fällt, wenn überhaupt, dann nur zufällig auf Übersetzer – beispielsweise dann, wenn man sich innerhalb der Literaturgeschichte mit Schriftstellern beschäftigte, die auch übersetzten. Da die Übersetzerforschung im Allgemeinen Fahrt aufzunehmen beginnt, erschien es nur logisch, zunächst diese translationshistorische Lücke der Exilforschung zu schließen und herauszufinden, was die spezifische Beschäftigung mit Übersetzern nicht nur der Translationswissenschaft, sondern auch der Exilforschung an neuen Erkenntnissen zu vermitteln in der Lage sein wird.

Österreichische Übersetzer und Übersetzerinnen stellen dabei eine interessante Kategorie dar, weil sich die Situation in Österreich bis 1938 langsamer und weniger intensiv als in Deutschland, dann aber mit dem „Anschluss“ schlagartig veränderte. Wien wird zunächst zum Zufluchtsort vieler aus Deutschland Geflüchteter, um sich dann selbst in einen Ort zu verwandeln, aus dem es gilt, möglichst rasch zu fliehen.

Vor der eigentlichen biographischen Erforschung stand die Suche nach den Namen derer, die in die von uns gewählte Kategorie der österreichischen Exilübersetzer fallen. Als Recherchemöglichkeiten wurden etwa die Listen der im Zuge der Bücherverbrennung 1933 verbrannten Übersetzungen genutzt, Literatur zur Verlagsgeschichte (vor allem zur Geschichte des Zsolnay Verlages bei Hall 1994, darin vor allem Kapitel 16 „Das Übersetzerprogramm“, S. 248–298). Eine wichtige Quelle war das *Biographische Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933*.

Die wichtigste Quelle der im vorliegenden Band vorgestellten Biographien war aber die Österreichische Exilbibliothek im Literaturhaus Wien. Das Team des Literaturhauses Wien und besonders Veronika Zwerger waren nicht nur bei der Suche nach Namen zu erforschender Persönlichkeiten eine große Hilfe, sondern auch später bei der Rekonstruktion der einzelnen Biographien. Der Katalog und besonders der Archivbestand des Literaturhauses ermöglichte, Lebensdokumente, Werke und Korrespondenzen zu einer großen Zahl von Übersetzern nicht nur einsehen zu können, sondern auch Photographien zu erhalten und einen umfangreicheren Eindruck von den Übersetzern, die ins Exil gehen mussten, zu gewinnen. Auch die im Archiv erhaltenen Objekte legen ein beredtes Zeugnis von der Vielfältigkeit der Interessen und Arbeitsgebiete der Übersetzer ab und bestätigen einmal mehr die These, dass Übersetzer häufig unterschiedlichsten Tätigkeiten nachgehen. Keiner der Übersetzer, deren Leben wir nach translatorischen Aspekten durchleuchteten, war „nur“ Übersetzer. Eine der Fragen, die sich daraus für die Biographien ergab, war: Womit beschäftigen sich die Übersetzer außer dem Übersetzen?

Das größte Forschungsproblem, dem wir bei der Recherche begegneten, war das Desinteresse der bisherigen Forschung an Übersetzerbiographien im Allgemeinen. Immer wieder mussten wir feststellen, dass zu manchen Persönlichkeiten durchaus auch mehrere Biographien existierten, dass aber der übersetzerische Aspekt ihrer Persönlichkeit dabei kaum eine Rolle gespielt hatte. Selbst dort, wo die Archive kartonweise Quellen boten, war der Aspekt des Übersetzens im besten Falle einen Nebensatz wert oder blieb auf einer oberflächlichen Ebene. Der Gesichtspunkt der übersetzerischen Tätigkeit musste hier den bestehenden Biographien neu hinzugefügt und den Quellen abgerungen werden. Dazu gehörte häufig genug die Aufarbeitung der zum Teil unvollständigen Übersetzungsbibliographien. Die Suche danach, was einzelne Übersetzer genau übersetzt hatten oder wie sich das Exil auf Übersetzerverhalten auswirkte, bildet einen zentralen Aspekt in der Untersuchung der Exilforschung zum Übersetzen. Diese bibliographischen Funde wurden nach Möglichkeit einer Autopsie unterzogen und die „Lebensläufe“ der Übersetzungen verfolgt. Dies bietet sich vor al-

lem dann an, wenn Neuauflagen der Übersetzungen erscheinen, bei denen sich Angaben zu den Übersetzern verändern. Auffällig ist beispielsweise, dass Übersetzungen zum Teil weiterleben, neu aufgelegt werden, aber als Überarbeitungen Dritter erscheinen oder Übersetzer ungenannt bleiben. Außerdem suchten wir nach Paratexten, Selbstzeugnissen über die Arbeit als Übersetzer oder Rezensionen zu den angefertigten Übersetzungen.

Die Lebensgeschichten anderer Übersetzer wiederum, die möglicherweise in einem viel größeren Umfang übersetzt, aber keine andere politische oder künstlerische Karriere verfolgt hatten, waren von den Filterstellen der Geschichtsschreibung (Archivare, Bibliothekare, Biographen) nicht aufgehoben worden und so samt Dokumenten in Vergessenheit gefallen. Bei ihnen war es nicht die Aufgabe, aus der Masse der Daten und Dokumente das herauszusuchen, was für Translation und Exil von Relevanz war, wie in der oberen Kategorie, sondern die Herausforderung bestand darin, überhaupt Material zu finden. So konnte es zu einer schwierigen Aufgabe werden, gesicherte Lebensdaten, Sprachbiographien oder Fluchtwege zu ermitteln. Zum Teil musste und konnte das mit Interviews und Befragungen gelingen. Befragt wurden zu meist Verwandte, die Sicherheit über Lebensdaten liefern und Eindrücke aus dem Leben ihrer Angehörigen vermitteln konnten. Dies war der Fall bei Lisbeth Gombrich, Justinian Frisch, Harry Zohn und Trude Krakauer. Die Hilfe der Zeitzeugen und Verwandten war für unsere Arbeit von unersetzlichem Wert und wir danken Monica Frisch, Richard Gombrich, Leonie Gombrich, Judith Zohn, Steven Zohn und Marjorie Zohn. Außerdem bedanken wir uns bei der Kunsthistorikerin Veronika Korbei für ihre Informationen und Anregungen zu Lisbeth Gombrich.

Sprachbiographien

Zunächst standen die Sprachbiographien der Übersetzerinnen und Übersetzer im Mittelpunkt. Ziel war es, herauszufinden, wie sie ihre Arbeitssprachen erworben hatten. Es bietet sich ein überaus heterogenes Bild der Sprachbiographien. Rose Ausländer war in Czernowitz in eine Situation der Mehrsprachigkeit hineingeboren worden, außerdem lebte sie bereits in den zwanziger Jahren mehrfach in New York. Fritz Brainin dagegen kämpfte im Exil mit der fremden Sprache und versuchte sich ihr durch tägliche Kinobesuche zu nähern. Völlig anders liegen die Dinge bei Gitta Deutsch, die mit dem Kinderkomitee der Quäker nach Cambridge gelangt war und bereits in Vorbereitung auf diese Ausreise ohne Eltern die englische Sprache und die Schneiderei erlernte. Ebenfalls als Kind lernte Lisbeth Gombrich die Sprache, die sie im Exil zum Übersetzen einsetzen wird. Als Zwölfjährige wurde sie von der Organisation „Save the children“ nach dem Ersten Weltkrieg nach Schweden geschickt, um der Hungersnot in Wien zu entkommen. In den neun Monaten ihres Aufenthaltes lernte sie Schwedisch, aus dem sie später im Exil Übersetzungen anfertigen wird. Einige Übersetzer stammten auch aus Familien der ge-

hobenen Mittelschicht, in denen Wert darauf gelegt wurde, dass die Kinder früh Fremdsprachen erlernten. Joseph Kalmer etwa lernte bereits an der dreisprachigen Volksschule Polnisch, Russisch und Deutsch, Russisch aber nach eigenen Angaben vor allem später an der Front. Er übersetzte Literatur aus dem chinesischen, arabischen und indischen Raum – häufig mittels Relais – und hatte im Laufe seines Lebens eine beachtliche Anzahl von Fremdsprachen erlernt. Trude Krakauer gehört in die Kategorie „verlorenes Land, gewonnene Sprache“. Sie erlernte das Spanische, aus dem sie später zahlreiche Übersetzungen anfertigte, erst in Bogotá. Martin Buber bekommt als Kind dank seinem Großvater, bei dem er aufwächst, Zugang zum Hebräischen und zur jüdischen Kultur.

Die Sprachbiographien der Exilübersetzerinnen und -übersetzer in diesem Band sind also überaus vielfältig und lassen nur die Unterscheidung in jene zu, die bereits vor dem Exil über die für ihre Übersetzungstätigkeiten notwendigen Sprachkenntnisse verfügten, und jene, die diese Kenntnisse erst im Exil erwarben.

Fluchtgründe

Der Zwang zur Flucht ergab sich für die Menschen aus der Konstruktion der Nationalsozialisten, wonach für Juden und Kommunisten, aber auch für andere Gruppen im nunmehr nationalsozialistischen Österreich kein Platz mehr war, ihnen ihre Rechte aberkannt, ihre materielle Lebensgrundlage entzogen wurden und selbst das reine Überleben nicht mehr gesichert war. Es war uns wichtig, hier nicht der Logik des nationalsozialistischen Diskurses zu folgen, wonach Menschen angeblich flohen, weil sie Juden waren. Der Fluchtgrund war eben nicht ihre religiöse oder politische Zugehörigkeit. Der Fluchtgrund war die berechtigte Angst vor dem Schicksal, das Nationalsozialisten für jene willkürlich ersonnen hatten, denen sie diese und andere Eigenschaften zuschrieben. Zunächst gehörte zu diesem Schicksal die gesellschaftliche Isolation und damit einhergehend auch eine wirtschaftliche Marginalisierung und Entrechtung, die zu finanzieller Not und schließlich zu Mittellosigkeit führte.

Nach den NS-Bestimmungen mussten sich Schriftsteller und Übersetzer bei der Reichsschrifttumskammer registrieren lassen, um weiter in ihrem Beruf arbeiten zu können. Dies kam einem Berufsverbot für jene gleich, die von der Registrierung dank religiöser, ideologischer oder politischer Diskriminierung ausgeschlossen waren. Auch die Verlage scheuten sich zunehmend, Werke zu publizieren, an denen explizit „Juden“ mitgewirkt hatten.

Trude Krakauer, eine überzeugte Kommunistin, konvertierte zum Judentum unter anderem, um sich auf diese Weise mit den Juden zu solidarisieren.

Herbert Herlitschka konnte sich bei der Reichsschrifttumskammer nicht registrieren lassen und bekam somit keine Übersetzungsaufträge mehr, was ihn in eine finanzielle Notsituation brachte.

Fluchtwege

Die Fluchten der Übersetzer sind häufig hektisch, unorganisiert, überstürzt und basieren auf Glück und Zufall. Man war darauf angewiesen, die wenigen Möglichkeiten, Österreich zu verlassen, zu nutzen. Josef Kalmer kommt ohne Geburtsschein oder Maturazeugnis in der Fremde an. Alles Hab und Gut war entweder zurückgelassen worden oder ging auf der Flucht verloren. Die Wege waren geprägt von Ungewissheit und Rückschlägen. So wurden beispielsweise die junge Gitta Deutsch und Josef Kalmer zwischenzeitlich auf der Isle of Man interniert. Josef Kalmer konnte einen belgischen Piloten überzeugen, ihn mitzunehmen, Gina Kaus' Schiff nach Amerika stach nicht in See, weil just am selben Tag der Zweite Weltkrieg begann. Lisbeth Gombrich konnte zum Glück einen Platz in einem Zug in die Schweiz erlangen, bevor am nächsten Tag die Gestapo sie bereits an ihrer Wohnadresse suchen sollte.

Zu erinnern ist an dieser Stelle daran, dass die Fluchtgeschichten, die wir sammeln, Erfolgsgeschichten sind. Den hier versammelten Übersetzern gelang die Flucht. Die Geschichten der Übersetzer, denen dies nicht vergönnt war, bleiben auch hier unbeleuchtet.

Eine wichtige Rolle für die Beschreibung der Fluchtwege spielten die Netzwerke von Menschen, die ihnen Hilfestellungen boten, sei es in Form von Affidavits, die eine Flucht überhaupt erlaubten, sei es vor Ort durch die Beschaffung von Arbeit und viele andere Unterstützungen.

Ausblick

Die Analyse dieser Einzelfälle, man könnte sie auch als *case studies* bezeichnen, ist im Allgemeinen nicht dazu geeignet, auf induktive Art und Weise auf allgemeingültige Zusammenhänge in der Geschichte aller ins Exil gegangener Übersetzer zu schließen. Dennoch lassen sich Tendenzen und Typen ausmachen.

Es gab also Fälle, bei denen die Übersetzer vor der Flucht Übersetzer waren und ihre Arbeit entweder im Exil fortzusetzen versuchten, oder sich mit anderen Beschäftigungen am Leben erhielten, vielleicht nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder mit dem Übersetzen begannen, oder in der Verlagswelt nach 1945 nie wieder Fuß fassen konnten.

Andere begannen erst im Exil zu übersetzen oder sogar erst mit der Exilerfahrung und dem Erwerb einer anderen Sprache nach dem Exil. Sie übersetzten aus finanzieller Not oder weil es ihnen nicht möglich war, den Beruf, den sie zuvor ausgeübt hatten, weiterzuführen. So beispielsweise bei Lisbeth Gombrich, die eigentlich Juristin war, aber auf Grund der unterschiedlichen Rechtssysteme diese Arbeit nicht mehr ausführen konnte. Eine Aufgabe, die die Forschung noch zu leisten haben wird, ist die Nachverfolgung der Übersetzungen, die in jener Zeit entstanden. In manchen Fällen muss-

ten wir beobachten, dass die Texte unserer Übersetzerinnen und Übersetzer von den Verlagen weiterverwendet wurden, ohne sie aber zu nennen. Das Schicksal der Texte, die ja auch zur Geschichte ihrer Schöpfer gehören, wird in Zukunft noch verstärkter Aufmerksamkeit bedürfen.

Eine weitere Aufgabe, die sich immer stärker konturiert, wäre es, das Schicksal der österreichischen Übersetzer jener Zeit im Allgemeinen zu betrachten und somit auch die Schicksale sichtbar zu machen, die sich innerhalb des Landes abspielten. Zum anderen sind aber wesentliche Ergebnisse aus dem mittlerweile bewilligten Forschungsprojekt Exil: Trans (2019–2022) zu erwarten, das im Format eines D-A-Ch-Projekts von Translationswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern der drei Universitäten Wien, Mainz (FB Germersheim) und Lausanne durch die drei nationalen Forschungsfördereinrichtungen FWF, DFG, SNF gefördert wird.

Die Portraitfotos von Gitta Deutsch, Fritz Brainin und Harry Zohn (Fotografin: Alisa Douer) wurden freundlicherweise von der Österreichischen Exilbibliothek im Literaturhaus Wien zur Verfügung gestellt.

Wir bedanken uns bei der Studienvertretung Translation, der Institutsgruppe Komparatistik und der Stadt Wien für die finanzielle Förderung. Dank gebührt auch Herrn Lukas Marcel Vosicky (ÖAW), der uns ermöglichte, Ergebnisse unserer Nachforschungen im Kreis der Leiterinnen und Leiter sowie MitarbeiterInnen von Österreich-Bibliotheken im Ausland vorzustellen und mit ihnen darüber ins Gespräch zu kommen. Und schließlich sind wir der Sektion für kulturelle Auslandsbeziehungen des Bundesministeriums für europäische und internationale Angelegenheiten für die Unterstützung dankbar.

Bibliographie

- Barbian, J. P. (1993): *Literaturpolitik im ‚Dritten Reich‘. Institutionen, Kompetenzen, Betätigungsfelder*. Frankfurt am Main: Buchhandels- Vereinigung.
- Chesterman, Andrew (2009): “The Name and Nature of Translator Studies”, *Hermes – Journal of Language and Communication Studies*, 42, 13–22.
- Droysen, Johann Gustav (1882): *Grundriß der Historik*. Leipzig: Verlag von Veit & Comp.
- Kelletat, A. F. (2015): „Übersetzer im Exil (1933–1945). Erkundungen auf einem unbestellten Forschungsfeld“, *Moderne Sprachen* 5 (2), 125–147.
- Hall, Murray G. (1994): *Der Paul Zsolnay Verlag. Von der Gründung bis zur Rückkehr aus dem Exil*. Tübingen: Max Niemeyer Verlag.
- Pym, Anthony (2009): „Humanizing Translation History“, *Hermes – Journal of Language and Communication Studies*, 42, 23–48.
- Röder, Werner; Strauss, Herbert Arthur; Foitzik, Jan; Claus, Sybille & Schmidt, Beatrix (Hg.) (1980): *Biographisches Handbuch der deutschsprachigen Emigration nach 1933 : International biographical dictionary of Central European emigrés, 1933- 1945*. München/London: Saur.

Arbeitsgruppe Translationsgeschichte
Zentrum für Translationswissenschaft
Universität Wien

Exil als Zäsur

Exil als Abbruch der Übersetzertätigkeit

Stefan Isidor Klein

„Damals habe ich all meine Sachen im Dritten Reich gelassen, und als ich es einige Monate später hierher schicken ließ, hatte man alle Manuskripte entfernt, diese konnte ich bis heute nicht wiedererlangen. Auf diesem Wege ist auch leider die Rohübersetzung von „Advent“ zusammen mit vielen anderen Dingen verlorengegangen.“

(Klein an Füst, 01.01.1938)



Stefan I. Klein (Quelle: Handschriften-
abteilung der Bibliothek der Ungarischen
Akademie der Wissenschaften (MTA KIK
Ms 4634/136/13))

1889 (Wien Hernals) – 1960 (St. Albans bei
London)

Exilorte: Wien (1933), Bratislava (1938),
Budapest, Jugoslawien, Italien, Schweiz,
Frankreich, London (1939)

Arbeitssprachen: Deutsch, Ungarisch

Weitere Tätigkeiten: Redakteur, Lektor

Genres: ungarische Prosa und Lyrik, antifa-
schistische und proletarische Literatur

Autoren: Milán Füst, Zsigmont Mórics,
Mihály Babits, Dezső Kosztolányi u. a.

Biographie mit Fokus auf die Exiljahre 1933/39 – 1960

Der vorliegende Beitrag widmet sich dem Übersetzer Stefan Isidor Klein. Stationen seiner Migrationsgeschichte werden anhand von Quellen zu seiner Biographie¹ chronologisch dargestellt, sowie um Briefe, die der Übersetzer an Autoren verfasste, ergänzt.² Weitere Erkenntnisse zu Kleins Leben vor dem und im Exil werden gewonnen, wodurch sich bisherige Annahmen hinterfragen, bestätigen und um Facetten erweitern lassen, mit dem Ziel, einen Beitrag zu einem abgerundeten Bild dieses Übersetzers zu leisten, der zwischen 1911 und 1957 zahlreichen Autorinnen und Autoren der ungarischen literarischen Avantgarde zur (Erst-)Veröffentlichung im deutschen Sprachraum verhalf.

Frühe Jahre (1889–1919)

Stefan Isidor Klein kam am 10. Mai 1889 in der Wiener Vorstadt Hernals zur Welt (Altner 1992: 228f.; 1997: 56). Als Klein acht Jahre alt war, zog die Familie nach Holíč (Holics/Holitsch) in der heutigen Slowakei, wo Klein ein ungarischsprachiges Gymnasium besuchte. Die Reifeprüfung legte er in Bratislava ab, begann das Studium der Rechtswissenschaft, wechselte jedoch bald zum Philosophiestudium in Wien, wie Klein in seinem Brief vom 4. Mai 1960 an Miklós Salyámosy beschreibt.

Stefan Kleins Name kursiert heute noch in unterschiedlichen Schreibweisen. Mal als Stephan oder Stefan, wobei er selbst seinen zweiten Vornamen, Isidor, so gut wie nie ausschrieb. Erste Übersetzungen Kleins erschienen bereits in den 1910er Jahren und wurden in gebrochener Schrift abgedruckt. Diese Unregelmäßigkeiten wirken sich bis zu den Nachdrucken von Kleins Übersetzungen in jüngerer Vergangenheit aus, bei denen er „Stefan J. Klein“ genannt wird.³ Mit dem Übersetzen begann Klein spätestens 1911, auf den 14. November 1911 ist seine erste Anfrage an den Autor Zsigmond Móricz datiert, in der er ihn um eine Übersetzungsgenehmigung bittet. Bereits 1912 erschien Móricz' Erzählung *Hét krajcár* [*Sieben Kreuzer*] in der Zeitschrift *Der Strom*. Klein arbeitete vor seinen Exiljahren nur aus dem Ungarischen ins Deutsche und übersetzte nur Prosa. Er kontaktierte gezielt Autoren und Autorinnen, deren Texte sozialkritischen Inhalts waren bzw. mit seiner Gesinnung übereinstimmten (vgl. Altner 1992: 230).

1 Salyámosy (1973), Altner (1992, 1997) bzw. Schlosser (2017).

2 Kleins Nachlass gilt als verschollen, Informationen über seine übersetzerische Tätigkeit sind jedoch aus Briefen an die Autorinnen und Autoren erhalten geblieben: „Nach dem Tod ihres Lebensgefährten Stefan Klein soll der literarische Nachlaß Hermynia Zur Mühlens achtlos auf den Müll geworfen worden sein“ (Altner 1997: 10). Blumesberger et al. (2002: 688) nennen das Petófi-Museum Budapest als Nachlassort. Übersetzungen der im vorliegenden Beitrag zitierten Briefe ins Deutsche stammen von der Verfasserin.

3 Vgl. den Nachdruck von *Der Storchkalif* von Mihály Babits (1984).

„Dass [Klein] auch künstlerisch Wertloses übersetzte, lag in der Natur der Sache, denn er lebte von Übersetzungen. Jedoch auch dies mied er in seinen Bänden. Zwar waren es nicht alle Meisterwerke, die er übersetzte, doch stammten sie von Autoren, die in der damaligen ungarischen Literatur einen Namen hatten [...]“ (Salyámosy 1973: 72)

Bereits 1913 waren in Kleins Übersetzung die Novellenbände *Die magische Laterne* (Dezső Kosztolányi) und *Róza néni* (Menyhért Lengyel) [*Tante Rosa: Lustspiel in 3 Aufzügen*] erschienen. Ein ebenfalls 1913 in deutscher Übersetzung erschienener Novellenband mit dem Titel *Zwei Novellen* (Frigyes Karinthy) wird bei Altner (1997: 247) Klein zugeschrieben, die Übersetzung dürfte jedoch von Jenő Szatmári stammen. 1914 folgten weitere Novellenbände, *Das junge Ungarn* (Gyula Szini, Gyula Krúdy, Lajos Barta, Artúr Elek, Frigyes Karinthy, Dezső Szabó, Miklós Kisbán und Edmund Máriay) und *A sárga batár* [*Die gelbe Kalesche*] von Gyula Szini.

Ab 1913 war Klein in der Redaktion des *Pester Lloyd* in Budapest tätig (Klein an Salyámosy, 04.05.1960), auch diese Funktion dürfte ihren Schwerpunkt im literarischen Ressort gehabt haben; zumindest ein stichwortartiger Hinweis darauf geht aus dem Tagebucheintrag Milán Füst's hervor: „Kleiner jüdischer Junge (Stef. Klein), mittelmäßige Intelligenz, der nicht mehr kann, als krakeelen, noch nichts produziert hat, aber beurteilt und honoriert; Maecenas des Autors – beim Lloyd mag man ihn [...]“ (Füst, 07.10.1914). Salyámosy (1973: 69) listet bis 1933 63 Zeitungen und Zeitschriften aus Deutschland, Österreich und der Schweiz bzw. Ländern der ehemaligen Donaumonarchie mit deutschsprachigen Zeitungen, in denen Übersetzungen Kleins abgedruckt waren. Eine Bibliographie darüber, in welchen Zeitungen und Zeitschriften Übersetzungen von Stefan Klein als Erst- oder Zweitabdruck erschienen, ist bisher nur teilweise erfolgt (vgl. Altner 1997: 247ff; Schlosser 2017) und offenes Desiderat im Hinblick auf eine vollständige Übersetzerbibliographie Kleins. Auch geht aus Kleins Korrespondenzen hervor, dass er ab Ende der 1920er Jahre aufgrund der allgemeinen Schwierigkeit, Literatur sozialistischer Tendenz an Verlage zu vermitteln, gezwungen war, seine Publikationstätigkeit auf Zeitungen und Zeitschriften zu verlagern. „Er nützte auch die Presseagenturen, um kürzere Beiträge zu vermitteln und versuchte es später auch bei den Redaktionen von Radiosendern.“ (Salyámosy 1973: 69f.).⁴

Übersetzerisch folgten 1915 die Kompilationen *Die Karpathen* (Erzählungen von Lajos Bíró, Lajos Barta, Sándor Bródy, Jenő Heltai, Zsigmond Móricz und Ernő Szép), 1916 *Ungarische Erzählungen 1* (Jenő Heltai, Ferenc Molnár, Ferenc Herczeg, Sándor Bródy, Zsigmond Móricz, Lajos Bíró, Gyula Szini und Károly Lovik), 1917 *Ungarische Erzählungen 2* (von Menyhért Lengyel, Tamás Kóbor, Józsi Jenő Tersánszky, Ferenc Kanizsán, Dezső Kosztolányi, Géza Gárdonyi, Ernő Szép, István Tömörkény) sowie *Ungarn – ein Novellenbuch*.

4 Übersetzung der Verfasserin.

Ab dem Frühjahr 1915 hielt sich Klein aufgrund einer Lungenerkrankung in Davos auf (Altner 1992: 229; Altner 1997: 56). Altner zufolge war es die Erkrankung an Lungentuberkulose, die Klein dorthin führte (vgl. Altner 1992: 228). Fodor/Topolay (2008: 256) nennen als Grund seines Leidens einen Schuss aus einer in Liebeskummer gegen sich selbst gerichteten Waffe. Füst gegenüber nennt Klein zumindest einen „Lungenschuss, der nicht verheilen will“ (Klein an Füst, 14.10.1918) als Grund für seinen Aufenthalt im Schweizer Sanatorium. Im Folgesatz eben dieses Briefes informiert Klein Füst über sein allgemeines Befinden: „[D]arüberhinaus wiege ich nur 46 Kilo und [bin] ständig nervös“ (Klein an Füst, 14.10.1918). Einen Monat später, am 14. November 1918 schrieb er ihm: „Jetzt bin ich etwas erschöpft und sehr lustlos. Auch meine Umgebung nervt mich sehr, weshalb ich wahrscheinlich für einige Wochen nach Zürich fahren und danach wieder hierher zurückkehren werde. Es ist sehr schlimm, wenn man viel arbeiten möchte, aber nicht kann“ (Klein an Füst, 14.11.1918). Auch Zsigmond Móricz gegenüber erwähnte Klein seinen schlechten Gesundheitszustand zu jener Zeit: „Damals konnte ich Sie nicht darüber verständigen, dass die Stücke zur Aufführung gelangen, weil ich vier Wochen im Rókus-Krankenhaus lag, und fünf Wochen im Pajor-Sanatorium“ (Klein am 27. Februar o. J.). Demnach muss ihn das Leiden, das ihn später nach Davos führte, in Budapest ereilt haben, wo er zunächst behandelt wurde. 1915 lernte Klein in Davos seine spätere Lebensgefährtin und Ehefrau Hermynia Zur Mühlen kennen (Klein an Salyámosy, 4.05.1960), bis zu ihrem Tod 1951 sollten die beiden ihr Leben zusammen verbringen: „Was beide verband, war die Sympathie für den Kommunismus, der Sinn für ästhetische Werte und die Herkunft aus Österreich“ (Altner 1992: 228).

Aus Kleins Briefen an Milán Füst ist rekonstruierbar, dass Klein zumindest zwischen dem 6. Oktober 1919 und dem 23. September 1920 seine Rekonvaleszenz in Todtmoos fortsetzte, einem Kurort im Badischen Schwarzwald. 1919 erschien *Der getötete Tod* von Tamás Kóbor, *Beethoven – eine Phantasie* von Béla Révész, *A gyanú [Der Verdacht]* von Zoltán Ambrus, sowie *Utazás faremidóba [Die Reise nach Faremido]* von Frigyes Karinthy. Aus Briefen an Milán Füst geht hervor, dass sich Klein für seinen Aufenthalt in Todtmoos ein Arbeitspensum gesteckt hatte, was auf seine zumindest mittelfristige Publikationsstrategie hinweist. Am 14. Oktober 1918 schrieb er an den Autor:

„Nach dem Krieg wird bei einem der größten deutschen Verlage eine Unternehmung namens ‚Ungarische Bibliothek‘ unter meiner Herausgeberschaft begonnen, welche dazu berufen sein wird, ungarischen Werken wahrhaftig literarischen Ranges in Deutschland zum Erfolg zu verhelfen. Darüberhinaus beabsichtige ich, längere Erzählungen zehn ungarischer Lyriker in einem Band herauszugeben.“ (Klein an Füst, 14.10.1918)

Band 1 der *Ungarischen Bibliothek*, die in Kleins Übersetzung publiziert wurde, dürfte demnach 1919 unter dem Titel *Der getötete Tod* von Tamás Kóbor erschienen sein. Bei

den „längere[n] Erzählungen zehn ungarischer Lyriker“ (Klein an Füst, 14.10.1918) könnte es sich um den Sammelband *Szegény Kovács Gábor tanulság nélküli élete* [*Des armen Gábor Kovács Lebenslauf*] handeln, der 1923 erschien. Daran beteiligt waren allerdings nur sechs statt zehn Autoren: Lajos Barta, Mihály Babits, Dezső Kosztolányi, Lajos Nagy, József Lengyel und Zoltán Nagy. Der Fokus von Kleins übersetzerischer Tätigkeit dürfte in dieser Zeit jedoch auf der Vermittlung von Milán Füsts Werken gelegen haben, wie er am 5. Januar 1920 schrieb:

„Von meiner Seite unternehme ich wirklich alles im Interesse einer erfolgreichen Vermittlung, indem ich andere Arbeiten aufschiebe und Ihre sofort übersetze, weshalb mir sehr daran gelegen wäre, wenn Sie die Vermittlung dadurch erleichtern könnten, dass Sie mir kurze Dinge schicken und meine Frage dahingehend beantworten, welche Arbeiten ich dem Verleger in Aussicht stellen kann. Dies müsste ich auch im Hinblick auf meine eigene Arbeitseinteilung wissen. Zumindest jetzt habe ich zu übersetzendes Material für zwei Jahre bei mir, und ich muss mir die Arbeit so einteilen, dass ich von jedem etwas übersetze.“ (Klein an Füst, 05.01.1920)

Frankfurt (1920–1933)

Nach Kriegsende, zwischen 1919 und 1920, zogen Klein und Zur Mühlen nach Frankfurt, von wo aus beide ihre übersetzerische Tätigkeit fortsetzten (vgl. Altner 1997: 57). Der Umzug schien strategischen Gesichtspunkten zu folgen, denn „[a]ls Stadt der Verlage, Bibliotheken und großen Zeitungen war Frankfurt am Main vielversprechend für arbeitssuchende Publizisten und Übersetzer“ (Altner 1997: 63). 1920 erschienen der Roman *Judiths Träume* von Gyula Krúdy, *A nagy börtön* [*Der große Kerker und andere Erzählungen*] von Béla Révész, *A gólyakalifa* [*Der Storchkalif*] von Mihály Babits, *A dérkirály lánya* [*Die Tochter des Königs Reif*] von Gyula Szini sowie der Roman *Vonagló falvak* [*Ringende Dörfer*] von Béla Révész.

„Darüber, ob Stefan Klein erfolgreich war oder nicht, gibt es durchaus unterschiedliche Meinungen. In den ersten Frankfurter Jahren hatte er tatsächlich kaum Aufträge“, so Altner (1997: 66) zu Kleins Anlaufschwierigkeiten nach dem Umzug nach Frankfurt. Dabei scheint Altner von einem Auftragsbegriff in engerem Sinne auszugehen: „1926 übersetzte [Klein] noch die Erzählung ‚Junge Pioniere‘ von Máté Zalka für die Vereinigung Internationaler Verlagsanstalten Berlin, 1927 die Gedichte von Georg Bálint für die ‚Neue Bücherschau‘“ (Altner 1997: 67, meine Hervorhebung). Dadurch kann der Eindruck entstehen, dass Blätter oder Verlage Klein den expliziten Auftrag gaben, bestimmte Werke von bestimmten Autorinnen und Autoren zu übersetzen. Aus Kleins Korrespondenzen geht jedoch hervor, dass der Ablauf eher umgekehrt war: Nach strategischen Gesichtspunkten (Inhalt, Tendenz, Kontaktperson bei Verlag oder Ressort) wurden Werke ausgewählt, übersetzt, vervielfältigt und meist postalisch bei

Verlagen und Blättern eingereicht, ohne jegliche Garantie auf Annahme oder Zusage. Für welchen Verlag, welche Zeitschrift oder Zeitung die Übersetzung entstand, war bis zur endgültigen Annahme des Werks unklar. Klein war Übersetzer, Agent, Sekretär, Schreibwerkstatt und Honorarverrechner für die Autoren und Autorinnen in Personalunion mit relativ konstanter Arbeitsauslastung auch dann, wenn eine Zeitlang keine von ihm übersetzten Werke angenommen oder veröffentlicht wurden. Tatsächlich bestand zwischen *Vonagló falvak* [Ringende Dörfer] von Béla Révész (1920) und *Lila akác* [Lila Akazien] von Ernő Szép sowie *A nevető ember legendája* [Die Legende vom lachenden Mann] von Zoltán Nagy (beide 1922) eine Publikationslücke von zwei Jahren, zumindest, was Buchveröffentlichungen betrifft. Faktoren wie die Nachfrage nach ungarischer Literatur über die Ereignisse der Novemberrevolution⁵ oder auch der Umzug des Paares Klein/Zur Mühlen nach Frankfurt in Verbindung damit, dass auch Kleins Übersetzungen selten mit einer Annahmegarantie einhergingen, relativieren derartige Schaffenspausen. Ein für den Beginn der Frankfurter Zeit Kleins und Zur Mühlens wesentlicher Beleg findet sich in Sándor Márais Memoiren (Márai 1935/Skirecki 2009: 250–256), da der Autor eine Zeitlang mit dem Übersetzerpaar in einer Wohngemeinschaft lebte. Nachstehender Beschreibung wird in allen drei Klein-Biografien (Salyámosy 1973, Altner 1997 und Schlosser 2017) eine Schlüsselposition zuerkannt, da Márai in seinen Memoiren eine der wenigen längeren Textpassagen verfasst hat, die Kleins und Zur Mühlens Leben und Wirken für die Nachwelt greifbar machen. „Eines Morgens traf, aus dem Schwarzwald kommend, Klein, der Übersetzer [...] ein, mit zwei Hunden, mit einem dicken jungen ungarischen Exilschriftsteller, [...] und seiner Freundin, der österreichischen Gräfin“ (Márai 1934 / Übersetzer unbekannt, zit. n. Altner 1997: 68, meine Hervorhebung). In einer später erschienenen Fassung heißt es: „Aus dem Schwarzwald kommend, traf eines Morgens mit zwei Hunden der Übersetzer K. ein, ein dicker, junger ungarischer Schriftsteller, der emigriert war und ständig in Weltschmerz und Gekränktheit um sich blickte; bei ihm war seine Freundin, eine österreichische Gräfin, [...]“ (Márai 1935/Skirecki 2009: 250, meine Hervorhebung).

Bei der Lektüre der jüngeren deutschen Fassung kann der Eindruck entstehen, Klein selbst sei der emigrierte Schriftsteller, wofür sich jedoch weder bei Salyámosy (1973: 67–78) noch bei Altner (1997: 63–69) ein Hinweis findet. Selbst aus Kleins 1960 verfassten Briefen an Miklós Salyámosy geht nicht hervor, dass Klein aus Ungarn emigriert ist – die auf den bisherigen Quellenuntersuchungen basierende Chronologie

5 Ein Verweis darauf findet sich bei Kleins Brief aus Todtmoos an Milán Füst: „Da aufgrund des monarchistischen Putsches die Eisenbahnen eine zeitlang nicht verkehrt sind und der Verkehr noch immer nicht zur Gänze hergestellt ist, weil in erster Linie Nahrungsmittel und Kohle transportiert werden, und es auch unter normalen Bedingungen vier bis fünf Tage dauert, bis ein Brief aus München in diesem gottverlassenen Winkel ankommt, können Sie sich denken, dass sich Dinge nicht von heute auf morgen erledigen lassen“, (Klein an Füst, 29.03.1920) erläuterte Klein seine Arbeitsbedingungen auf eine offenbar vorangegangene Urgenz Milán Füsts zur Weitergabe seines Honorars.

spricht eher dafür, dass Kleins Migrationsbewegungen in den 1910er Jahren zwischen Wien, Holice, Budapest und Davos aus einer Kombination aus beruflichen und gesundheitlichen Gründen entstanden. Ein Datierungsvergleich von Briefen Stefan Kleins an Milán Füst zwischen dem Spätherbst 1918 und dem Sommer 1919 weist eine Lücke zwischen dem 14. November 1918 und dem 17. August 1919 auf.⁶ Diese Lücke fällt in den Zeitraum der gescheiterten Ungarischen Räterepublik zwischen dem 22. März und dem 1. August 1919.⁷ Am 14. November 1918 schrieb Klein an Milán Füst noch aus Davos; am 17. August 1919 war als Absenderadresse bereits jene eines Rechtsanwalts in Frankfurt am Main angegeben: „Dr. Hugo Seckel für St. I. Klein; Frankfurt am Main, Goethestr. 22/I“ (Klein an Füst, 17.8.1919). Der Kontakt mit Hugo Seckel wiederum findet sich im Zusammenhang mit der späteren Überwachung Stefan Kleins und Hermynia Zur Mühlens ab Beginn der 1920er Jahre bestätigt:

„Dagegen hat Frau Mühlen wiederholt Besuch von Ausländern in ihrer Wohnung empfangen, insbesondere haben sich diese in letzter Zeit vermehrt. Rechtsanwalt Dr. Seckel, linksradikal, soll sich um Gründung einer tschechoslowakischen Sektion der kommunistischen Partei in Frankfurt am Main bemüht haben.“ (Akte 574/16a des Reichskommissars für Überwachung der öffentlichen Ordnung vom 21. September 1921 – 11. Juni 1927, Zentrales Staatsarchiv Potsdam; zit. n. Altner 1997: 63f.).

Klein selbst datiert seine Ankunft in Frankfurt am Mai auf den Juni 1919: „Nach dem Krieg, im Frühjahr 1919, wenn ich mich richtig erinnere, im Juni, kamen wir nach Frankfurt, wo wir blieben, bis Hitler an die Macht gelangte“, schrieb er am 4. Mai 1960 an Miklós Salyámosy. Dies stimmt überein mit den Absenderadressen und Datierungen jener Briefe, die Klein zwischen 1918 und 1921 an Milán Füst verfasste. Schließlich schrieb er 1957 in seinem an Viktor Matejka verfassten, im Wiener Tagebuch vom 02.06.1956 abgedruckten Brief: „Zum Beispiel nach dem Ersten Weltkrieg sind wir aus der Schweiz nach Frankfurt am Main übersiedelt“. Ob und in welchem Ausmaß Klein direkt an den Ereignissen der Ungarischen Räterepublik beteiligt war, geht aus den genannten Quellen nicht eindeutig hervor. Ab 1923 erschienen in Kleins Übersetzung einige Werke sozialkritischer Prägung, darunter fünf Werke John Lassens, (dem Pseudonym János Lékais, eines Schriftstellers und Aktivisten, der im Oktober 1918 mit einem Attentatsversuch auf den Ministerpräsidenten Ungarns Graf István Tisza Bekanntheit erlangte⁸). Lékai erlag 1925

-
- 6 Auch aus Kleins Briefen geht kein Zusammenhang mit den Ereignissen der gescheiterten Räterepublik in Ungarn hervor. Im Hinblick auf die Konsequenzen einer etwaigen Beteiligung daran kann diese Lücke nicht als Beleg gewertet werden.
 - 7 Auch aus Kleins Briefen geht kein Zusammenhang mit den Ereignissen der gescheiterten Räterepublik in Ungarn hervor. Im Hinblick auf die Konsequenzen einer etwaigen Beteiligung daran kann diese Lücke nicht als Beleg gewertet werden. Zur Räterepublik in Ungarn vgl. Romsics (2001: 123–132).
 - 8 Der Attentatsversuch erfuhr auch medialen Widerhall: „Ein Beamter namens Johann Lékai-Leitner versuchte nach der Sitzung des Abgeordnetenhauses gegen den Grafen Stephan Tisza ein Attentat, wurde jedoch an der Ausübung desselben vom Chauffeur des Grafen Tisza verhindert. Der

im Alter von 30 Jahren in New York einem Lungenleiden. In der *Roten Fahne* erschien ein von L. F. Boross verfasster Nachruf auf Lékai, daneben findet sich auch ein Auszug aus *Das andere Amerika* von John Lassen („Deutsch von Stefan I. Klein“ (Die Rote Fahne, 30.07.1925)). Auf Lékais Tod reagierte Klein Lajos Nagy gegenüber am 21. August 1925 mit folgenden Zeilen, aus denen auch Details zu den Werksgeschichten hervorgehen:

„Lieber Lajos Nagy, in den Zeitungen haben Sie wahrscheinlich gelesen, dass János Lékai in New York gestorben ist. Genauer gesagt starb er am 17. Juli an einer Lungenkrankheit in einem Krankenhaus, in dem er vier Wochen lag, nachdem er auf der Straße einen Blutsturz erlitten hatte. Ich befürchte, dass über diesen anständigen und redlichen Menschen, der deshalb im 25. Lebensjahr sterben musste, weil er ein anständiger und redlicher Mensch war, in den ungarischen Blättern entweder nichts oder viel Schmutziges geschrieben wird. Daher ersuche ich Sie, einige Zeilen über ihn in Nyugat zu verfassen, dem einzigen ungarischen Forum, dessen Urteil maßgeblich ist. Abgesehen davon, dass Lékai mit aller Kraft für die Befreiung der Menschen von Elend und Armut gearbeitet hat, schrieb auch mit großem Fleiß, ganz schlicht, ohne literarische Ambitionen und lediglich mit dem Ziel, die Menschen aufzuklären. Was für eine sonderbare ungarische Tragödie, dass kein einziges seiner Bücher auf Ungarisch erschienen ist! Vier hingegen sind auf Deutsch erschienen, zwei unter dem Namen Johann Lékai, ein Roman mit dem Titel „Weiß und Rot“, ein Tendenzroman gegen den Weißen Terror, und eines seiner Dramen „Johannes Mensch“, das im Herbst im Moskauer Kammertheater aufgeführt wird. [...] Und es sind zwei Bücher unter dem Namen „John Lassen“ erschienen, welche hier beachtlichen Erfolg hatten.“ (Klein an Nagy, 21.08.1925)

1926 erschienen vier Werke: *Kártyavár* [Das Kartenhaus. Der Roman einer Stadt] und *Kentaurenschlacht*, beide von Mihály Babits, *Válságos éjszaka* [Eine Nacht. Eine Erzählung aus der Zeit der ungarischen Räterepublik] von János Gyetvai und *Junge Pioniere* von Máté Zalka. In der *Roten Fahne* vom 15. August 1926 (S. 5, Feuilletonbeilage) erschien eine von József (im Artikel: Josef) Lengyel verfasste Rezension zu revolutionären Erzählungen, die von Stefan Klein übersetzt wurden (Gyetvais *Eine Nacht*, Illés' *Stepans Teppich* und Zalkas *Junge Pioniere*). Auf Übersetzung oder Übersetzer wird nicht näher eingegangen.

1927 erschienen zumindest drei Übersetzungen in Buchform – *Das gestohlene Leben* (Mihály Földi), *Pacsirta* [Lerche] (Dezső Kosztolányi) sowie *Bűneim* [Sünden. Ein Buch des Gewissens] (Ernő Szép). 1929 erschien der Dienstmädchenroman *Édes Anna* [Anna Édes] und der Kurzroman *A rossz orvos* [Der schlechte Arzt] (beide Dezső Kosztolányi). In einem Brief an Milán Füst vom 19. August 1929 gab Klein an, mit dem *Merlin-Verlag* schlechte Erfahrungen gemacht zu haben, bei dem einige dieser Ro-

Attentäter erklärte, er wollte Tisza töten, weil er das Hindernis des Friedens ist. Auch gab er an, daß er seinerzeit gegen den deutschen Staatssekretär Hintze ein Attentat plante und dasselbe bloß wegen der kurzen Dauer des Aufenthaltes Hintzes nicht ausführen konnte“ (Tagespresse, 18. Oktober 1918, S. 5).

mane veröffentlicht wurden. Zu jener Zeit war Klein wieder um die Platzierung von Füsts Novellen, insbesondere des Romans *Ádvent* (*Advent*), bemüht, wie aus den darauf folgenden Schreiben an den Autor hervorgeht. Auch war Klein zufolge angedacht, Auszüge aus Füsts Tagebuch zu publizieren. Weiterhin berichtete Klein über sich zusehends verschlechternde Verlagsbedingungen, wobei er *Advent* laut seinem Schreiben vom 1. April 1930 an Füst bereits übersetzt hatte, die Rohübersetzung war allerdings verlorengegangen.

Diese Serie an veröffentlichten Übersetzungen in den Frankfurter Jahren belegt die politische Tendenz, wobei die Liste der Autoren und Autorinnen zugleich auch Dokumentationsfunktion hat, denn einige von ihnen gehörten eben jenen linken Kreisen an, die den polizeilichen Beobachtungsstatus Stefan Kleins und Hermynia Zur Mühlens seit Beginn der 1920er Jahre bedingten:

„Sie wurden ständig observiert. Der erste Polizeibericht stammt vom 21. September 1921 und hat folgenden Wortlaut: „Beide gehören der kommunistischen Partei als Mitglieder an und betätigen sich schriftstellerisch für das Parteiorgan <Die südwestdeutsche Arbeiterzeitung>, Redakteur Paul Schulz. Frau M. lebt mit Klein in wilder Ehe und steht in dringendem Verdacht, Leiterin eines internationalen Flüchtlingslagers zu sein, konnte bis jetzt aber nicht überführt werden. [...]“ (Akte 574/16a des Reichskommissars für Überwachung der öffentlichen Ordnung vom 21. September 1921 – 11. Juni 1927, Zentrales Staatsarchiv Potsdam, zit. n. Altner 1997: 63f.).

Die in diesem Bericht erhobenen Anschuldigungen wurden 1921 revidiert, da es sich bei den Zusammenkünften in der Wohnung Kleins und Zur Mühlens um Versammlungen der „Roten Hilfe“ handelte (vgl. Altner 1997: 64f.). In Anbetracht dieser Situation zu Beginn der Frankfurter Jahre und den in Kleins Korrespondenzen mit Autoren wiederholt dokumentierten Versuchen, Schriften mit politischer Tendenz zu erwirken, erscheint es kaum überraschend, dass die Anzahl von Kleins Buchpublikationen bis zum Ende der 1920er Jahre von Jahr zu Jahr geringer wurde. Zwischen 1929 und 1937 dürfte es keine weiteren Erstveröffentlichungen von Übersetzungen Stefan Kleins mehr gegeben haben. Zahlreiche Anmerkungen Kleins zur Publikations- und Platzierungsstrategie in Zeitungen und Zeitschriften in der publikationsschwächer werdenden zweiten Hälfte der 1920er Jahre finden sich unter anderem in Briefen an die Autoren Lajos Nagy und Milán Füst.

Auch die Frankfurter Jahre Kleins und Zur Mühlens waren von häufigen Ortswechseln innerhalb der Stadt geprägt. Insgesamt konnten aus den untersuchten Nachlässen folgende Wohnadressen ausgemacht werden: Vor dem endgültigen Umzug nach Frankfurt war dies das Hotel Löwen in Todtmoos im Badischen Schwarzwald (Oktober 1919 bis September 1920), von Oktober bis November 1920 die Pension Germania in der Viktoriaallee 30, Frankfurt am Main. Danach, ab März 1921, folgte die Wohngemeinschaft mit Sándor Márai in der Eschersheimer Landstraße 38/I. (vgl. Márai 1934 / Skirecki 2009: 250–256); zumindest bis März 1923 adressierte Klein seine Briefe von

dieser Adresse aus. Am 14. September schreibt Klein von der Pension Victoria in der Leerbachstraße 89 an Füst. Zumindest zwischen August 1925 und April 1927 war es wieder die Pension Germania (Viktoriaallee 30), ab Februar 1928 die Bockenheimer Landstraße 97/2, ab Mai 1929 die Cronbergstraße 14, von wo aus Klein in zumindest zwei Briefen an Milán Füst und Zsigmond Móricz über die vorherrschenden schlechten Arbeitsumstände berichtete. Kleins Korrespondenzen zeigen, dass er zu Beginn der 1930er Jahre zusehends mit der Publikationsverweigerung der Verlage und Zeitungen konfrontiert war.

„Darüber hinaus sind die hiesigen literarischen und wirtschaftlichen Verhältnisse zum Verzweifeln schlecht, auch bei Ihren Büchern habe ich alles in meiner Macht stehende getan und war bisher erfolglos. Auch beim Radio lässt sich etwas machen, wenngleich wenig; ich habe bereits überlegt, ob man nicht das eine oder andere Ihrer Stücke, mit einigen Überarbeitungen, im Radio vorstellen könnte, aber auch dies soll noch gründlich überdacht werden. Es ist ein großes Problem, dass man beim Radio in erster Linie „Fröhliches“ will, und gewiss zum Verzweifeln. Haben Sie vielleicht einen satirischen Dialog mit dramatischem Ablauf? Mit einem solchen könnte man hier etwas anfangen. Wenngleich ich nicht oft schreibe, seien Sie versichert, dass ich mich bei Ihren Büchern auch beeile, aber meine Lage ist jedenfalls sehr schwierig.“ (Klein an Füst, 20.04.1931)

1933 verschickte Klein einen Brief an Zsigmond Móricz, in dem er die Übersetzung einer Novelle mittels Belegexemplar an den Autor meldete; um welche es sich handelt, geht aus dem Briefftext nicht hervor. So schrieb er:

„Leider verlaufen die Dinge, wie Sie sehen konnten, sehr langsam. Die literarischen Verhältnisse hier haben sich in den letzten Jahren sehr verschlechtert, gute Werke sind beinahe unmöglich zu vermitteln, schon gar keine Übersetzungen, und schon gar keine ungarische Literatur. Der Nationalismus hier hat sich in gar fantastischer Weise verengt, und in letzter Zeit ist es noch schlimmer geworden, besonders im Hinblick auf ungarische Literatur, denn die Ungarn sind ja keine „Arier“! Es besteht Hoffnung, dass ich noch zu Monatsende zurück in die Schweiz ziehe, wo ich Ihre wunderbaren Erzählungen sicherlich erfolgreicher vermitteln kann.“ (Klein an Móricz, 21.03.1933)

Die Flucht nach Hitlers Machterlangung erfolgte dennoch nach Wien – in welchem Ausmaß dies Plan oder Planänderung war, geht aus den untersuchten Quellen nicht hervor. Dies zeigt jedoch, dass eine Emigration Kleins und Zur Mühlens bereits länger im Raum gestanden haben dürfte, wenngleich sie in letzter Sekunde erfolgte: Am 30. Januar 1933 wurde Adolf Hitler zum Reichskanzler ernannt, am 1. April 1933 verließen Klein und Zur Mühlen Deutschland in Richtung Wien.

Wien (1933–1938)

„Wir verließen Deutschland am 1. April 1933; zunächst gelangten wir nach Österreich, unsere gemeinsame Geburtsstadt Wien“, fasste Klein in seinem Brief vom 9. April 1960 seine erste Flucht vor dem Nationalsozialismus zusammen. Paradox an dieser Situation mag anmuten, dass Wien zwar Kleins und Zur Mühlens Heimatstadt war, in der sie jedoch Zuflucht suchen mussten. Die Frage, „ob für sie als Österreicher, die sie beide in Wien geboren und früher einmal österreichische Staatsbürger waren, Österreich ein Asylland war“ (Altner 1997: 132), beschäftigte Klein auch Jahrzehnte später, und er resümiert zu seiner Staatsangehörigkeit: „Ich selbst war zuerst österreichischer, dann ungarischer, dann tschechoslowakischer, dann slowakischer, dann wieder tschechoslowakischer Staatsbürger, und bin nun bereits seit Jahren staatenlos“ (Klein 1955, zit. n. Altner 1997: 132ff.). Zwei Mal in seinem Leben hielt sich Klein aus Asylgründen in Ländern auf, die im eigentlichen Sinne seine Heimat waren, zwischen 1933 und 1938 in Österreich und nach dem „Anschluss“ Österreichs 1938 in der Tschechoslowakei. In diesem Sinne und in Anbetracht dessen, was noch kommen sollte, stellen Kleins und Zur Mühlens Wiener Jahre eine Art Vorstufe zu ihrem Exilleben dar, wengleich dieser Ortswechsel ein unter Gewaltandrohung erzwungener war und keineswegs freiwillig erfolgte.

In Wien setzte Klein seine Arbeit fort, soweit es ihm möglich war. Bereits am 3. April 1933 meldete er an Zsigmond Móricz, dass eine seiner Erzählungen in Basel und Wien (im *Wiener Tag*) erschienen war. Zur Veröffentlichungsmöglichkeit bei deutschen Zeitungen und Zeitschriften gab er an: „In Deutschland ist die Lage derzeit sehr unvorteilhaft, die Blätter wollen aus dummem, beschränktem Nationalismus heraus keine Erzählungen, und so bleibt nur Österreich, die Tschechoslowakei und die Schweiz“ (Klein an Móricz, 03.04.1933). Eine detailliertere Einschätzung findet sich in einem anderen Brief Kleins:

„Leider gibt es in Deutschland vorerst sehr wenig Möglichkeiten, der dortige [bornierte] Nationalismus verfolgt jegliche fremde Literatur, und die Ungarn mag man alleine deshalb nicht, weil in Ungarn angeblich die Deutschen unterdrückt werden. Vorerst bleibt also nur Österreich, die Tschechoslowakei und die Schweiz als „Markt“. Die größte Möglichkeit hat man hier in Wien, wo aber sehr schlechte Honorare gezahlt werden. (Die „Neue Freie Presse“ zahlt für eine Novelle 20 Schilling!) Das Blatt mit den besten Honoraren ist die „Arbeiter-Zeitung“, das 30 Schilling bezahlt. Wenn Sie (vom Standpunkt der Blätter) entsprechendes Material schicken, ließen sich vielleicht 150 Schilling im Monat zusammenbringen.“ (Klein an Móricz, 12.05.1933, Herv. i. Orig.)

In ebendiesem Schreiben nimmt er auch Bezug auf mögliche Folgeaufträge: „Den Roman „Verwandte“ habe ich einige Tage vor meiner Abreise aus Frankfurt erhalten – György Bálint schickte ihn – aber lesen konnte ich ihn dort nicht mehr, und meine Bücherlade kam erst gestern – zum Teil geplündert an“ (Klein an Móricz, 12.05.1933). Rückblickend

auf diese Emigration schrieb Klein zu Neujahr 1938 an Füst, aus der Details zur Werks-
geschichte des Romans *Advent* hervorgehen:

*„Damals habe ich all meine Sachen im Dritten Reich gelassen, und als ich es einige
Monate später hierher schicken ließ, hatte man alle Manuskripte entfernt, diese konnte
ich bis heute nicht wiedererlangen. Auf diesem Wege ist auch leider die Rohübersetzung
von „Advent“ zusammen mit vielen anderen Dingen verlorengegangen.“* (Klein an
Füst, 01.01.1938)

Die Reise nach Österreich, und die darauf folgende Überstellung der Arbeitsunterlagen
Kleins muss voller Hindernisse gewesen sein. In einem ausführlichen Brief nannte Klein
Gründe dafür, warum die Vermittlung von Übersetzungen schwierig bis unmöglich ge-
worden war:

*„All dies wäre noch vor einem halben Jahr viel einfacher gewesen, aber, da 90%
der deutschen Schriftsteller „heimatlos“ geworden und auf die Blätter der kleinen
deutschsprachigen Länder angewiesen sind, ist es unmöglich, eine „schnelle“ kollegiale
Arbeitsbeziehung herzustellen. [...] Der „Neuen Freien Presse“ geht es finanziell so
schlecht, dass sie nur noch Zweitabdrucke will! Der Ressortleiter sagte mir, dass er
sehr beschämt sei, aber nur 20 Schilling zahlen könne! Auch die anderen bürgerlichen
Blätter zahlen nicht mehr, nur beim „Neuen Wiener Tagblatt“, das hier die größte
Auflage hat, kann man 25–30 Schilling für eine längere Erzählung bekommen. Am
besten zahlt noch die „Arbeiter-Zeitung“ und die mit ihr verbundenen Blätter und
Zeitschriften, diese wiederum können, im Hinblick auf die allgemeine Stimmung, nur
Schriften mit sehr starker sozialistischer Tendenz gebrauchen. Für Romane zahlen die
Blätter im Durchschnitt 500 Schilling, die tschechoslowakischen nicht einmal so viel,
und auch die Schweizer Blätter haben die Honorare sehr gedrückt. [...] Die Verlage
hier sind sehr vorsichtig geworden: sie wollen abwarten, wie sich die Verhältnisse in
Deutschland entwickeln. In den vergangenen Wochen haben sie viel Geld verloren
und befürchten, dass, sollte sich der Gegensatz zwischen Deutschland und Österreich
weiter verschärfen, die österreichischen Verlage zur Gänze boykottiert werden. Trotz
aller Schwierigkeiten würde ich die Übersetzung eines Ihrer Romane riskieren, aber
seit Jahren kann ich Romane nur als „Fleißarbeit“ übersetzen, also „neben“ anderer
Arbeit.“* (Klein an Móricz, 22.05.1933)

Darauf folgend teilte Klein Móricz am 29. Mai 1933 via Postkarte mit, dass die *Arbeiter-
Zeitung* eines seiner Werke angenommen hatte. In der Freitagsausgabe des 2. Juni 1933
findet sich ein Abdruck der Erzählung *Das Stipendium* von Zsigmond Móricz in Stefan
Kleins Übersetzung. Auch in weiterer Folge betonte Klein die fatalen Auswirkungen
durch die Weigerung der Blätter, Übersetzungen zu publizieren – entweder werden Erst-
abdrucke aus finanziellen Gründen überhaupt abgelehnt, oder Übersetzungen werden
gar nicht erst publiziert: „Sogar ein Blatt wie die „Frankfurter Zeitung“, das bisher zu
einem gewissen Grad seine Eigenständigkeit bewahrt hat, wagt es seit Monaten nicht

mehr, Übersetzungen anzunehmen, oder gar bereits angenommene Übersetzungen abdrucken“, so Klein an Móricz am 9. Juni 1933. Und er setzt fort: „[v]orerst kann man nichts anderes machen, als die Novellen hier, in der Schweiz, der Tschechoslowakei und an 2–3 deutsche Blätter zu vermitteln, die noch vereinzelt Übersetzungen abdrucken“. Klein wiederholt sich in seinen Briefen, was als Hinweis auf seine Erklärungsnot seinen Korrespondenzpartnern gegenüber gewertet werden kann. Dass diese Not im Unverständnis seiner Partner ob der allgemeinen politischen Situation und der existenziellen Lage Kleins wurzelte, dürfte eher unwahrscheinlich sein, da in den Korrespondenzen wiederholt Honorarzahlungen an die Autoren thematisiert werden, deren Weiterleitung auch zu Kleins Aufgaben zählte und die nicht immer reibungslos abgelaufen sein dürfte, was schließlich auch den Unmut der Autoren hervorrief. Klein geht auf die Unvermittelbarkeit des Móricz-Romans *Rokonok* [*Verwandte*]⁹ ein und offenbart dabei auch, dass es anderen Autoren ähnlich ging:

„Der Roman ist ein brillantes und großartiges Werk, ich glaube, dass er an die „Arbeiter-Zeitung“ [...] vermittelbar wäre, aber aus der Perspektive der bürgerlichen, vor allem deutschen Blätter [...] ist er „destruktiv“. Wenn sich die Dollfuß-Regierung hält, könnte er hier an einen Verlag vermittelt werden, wobei auch das nicht hundertprozentig sicher ist: Bedenken Sie doch, dass die Bücher Remarques jahrelang niemand herausgeben wollte, und seine großen Erfolge der vergangenen Jahre im Schnitt von 20 deutschen Verlagen abgelehnt wurden. Arnold Zweigs „Grischa“ ist mit 37 Ablehnungen Rekordhalter.“ (Klein an Móricz, 21.06.1933)

Móricz gegenüber hob Klein hervor, wie sehr sich die Situation um die Vermittelbarkeit zugespitzt hatte: „Die gesamten Bücherausgaben in Deutschland stagnieren, die Blätter werden mit Novellen überflutet, so erhält die *Arbeiter-Zeitung* täglich im Schnitt 100 Novellen!“ (Klein an Móricz, 28.06.1933). Dass Klein mit seiner Argumentation den Autor überzeugen konnte, kann bezweifelt werden, denn aus seinem Brief vom 4. April 1934 an Zsigmond Móricz geht hervor, dass dieser sich in der Zwischenzeit offenbar um einen neuen Übersetzer ins Deutsche umgesehen hatte. Diese Auszüge lassen das ungefähre Ausmaß der zusehends existenzbedrohlichen Arbeitsbedingungen in dieser Zeitspanne erahnen. Kleins Bestreben galt der Vermittlung von Werken sozialkritischen Inhalts, wiederholt ersuchte er die Autoren Móricz und Nagy um Zusendung von Werken mit eindeutiger politischer Tendenz, da deren Vermittlung den Umständen entsprechend leichter war.

„Stefan Klein hatte sehr wenige Aufträge. Er übersetzte seit Jahren wieder einmal zwei Bücher und zwar „Die Straße der fischenden Katze“ (1937) und „Kopf oder Schrift“, beide von der ungarischen Schriftstellerin Jolán Földes, für den Verlag de Lange, Amsterdam. Im übrigen bestand seine Hauptbeschäftigung in den Jahren 1933 bis 1938 in der Korrespondenz mit ungarischen Literaten. [...] Ein großer Teil dieser Briefe

9 Erstveröffentlichung auf Deutsch 1954 in Bruno Heiligs Übersetzung.

ist an den ungarischen Dichter Mihály Babits gerichtet und behandelt Fragen der verlegerischen Unterbringung seiner Werke, um die sich Stefan Klein z. B. bei Allert de Lange in Amsterdam bemühte.“ (Altner 1997: 159f.)

In Anbetracht der Informationen, die aus Kleins Korrespondenzen mit Zsigmond Móricz, Milán Füst und Lajos Nagy herausgearbeitet wurden, erscheint die Ergänzung angebracht, dass Klein mehr Arbeiten abgeschlossen oder in Planung hatte, als die beiden Romane von Jolán Földes – konkret erwähnt werden die gescheiterten bzw. nicht in Angriff genommenen Romane *Advent* von Milán Füst und *Verwandte* von Zsigmond Móricz; Erzählungen nicht mit einberechnet. Ferner geht aus Kleins Briefen hervor, dass das eigentlich bestimmende Vertragsverhältnis zunächst zwischen ihm und den Autoren und Autorinnen zustande kam (durch Übersetzungsgenehmigung) und Verlage, Zeitungen und Zeitschriften die letzte – wenngleich alles entscheidende – Instanz dieser Auftragskette waren. Weitere unabdingbare Arbeitsschritte waren aber auch Bestandteil der Übersetzungsarbeit, dazu gehörte eben die Akquise von und Kontaktpflege mit Autoren und Autorinnen, die Materialauswahl einschließlich begründeter Rückmeldung, da nicht jede Erzählung, die Klein zugesandt erhielt, als passend für gängige Tendenzen befunden wurde, die Suche nach und das Intervenieren bei geeigneten Blättern, die Abrechnung von Honoraren und Tantiemen¹⁰ und deren Weiterleitung an die Autoren und Autorinnen, das Beauftragen von Vervielfältigungsarbeiten bei Manuskripten, die an mehrere Verlage eingesandt wurden, um nur jene Beschäftigungen zu nennen, die wiederholt aus Kleins Korrespondenzen hervorgehen. Hinzu kommt, dass Kleins genannte Földes-Übersetzungen auf die Liste der im Nationalsozialismus verbotenen Publikationen gesetzt wurden, gemeinsam mit seinen Übersetzungen von Béla Illés und Máté Zalka aus den 1920er Jahren. All diese Faktoren erklären, warum sich Stefan Kleins übersetzerisches Werk drastisch reduzierte und, gemessen an der Zahl der Erstveröffentlichungen zuvor, weit hinter jenem der 1920er Jahre zurückblieb und dieses Ausmaß auch nicht mehr erreichen sollte.

Die erste Station des Paares Klein/Zur Mühlen in Wien war die Pension Internationale in der Alser Straße 26, wo sie zwischen April und Mai 1933 wohnten. Ab Mai bis September 1933 war die Absenderadresse die Pension Singer in der Gymnasiumstraße 35; im April 1934 wieder die Alser Straße 26 (Pension Internationale) bzw. 20 (Pension Neubauer). Ab März 1937 wohnten sie in der Hütteldorferstraße 256, sehr wahrscheinlich war dies ihre letzte Wiener Wohnadresse vor dem „Anschluss“.

¹⁰ Bei einer vermittelten Übersetzung verrechnete Klein 50 % des erzielten Erlöses als Übersetzerhonorar, die andere Hälfte ging an die Autoren und Autorinnen, die dem Übersetzer wiederum keinen Vorschuss zu bezahlen hatten.